

Beate
Rothmaier

WEISSRAUM

Roman

8 grad

Beate Rothmaier

WEISSRAUM

Roman

Noch bevor sie die Augen öffnete, war da dieses Geräusch. Sie horchte auf den Klang der leise platzenden Wassertropfen, die sich einer nach dem anderen von der Decke lösten und in den Eimer fielen. Seit die Uhren stehen geblieben waren, zählten nur noch diese ohne Unterlass fallenden Tropfen die Zeit. Sekunde um Sekunde, ohne dass sie sich zu Minuten, Stunden, Tagen sammelten. Stattdessen füllten sie als weißliche Brühe den brüchigen Plastikeimer, bis Helene ihn in die Rinne leerte, wo das Milchwasser sich eilig davonmachte und im Inneren des Bergs versickerte. Jeden Morgen holte das Geräusch der fallenden Tropfen sie aus ihrem verschwitzten Schlaf. Sie öffnete die verkrusteten Lider und sah nach dem Mädchen.

Immer. Immer galt ihr erster Blick Emma und deren unruhigem Schlaf unter dem Schleier des Moskitonetzes, das sich in der leisen Bewegung ihrer Atemzüge blähte, zusammensank, blähte, sank. Schlaff hing der Strang des leichten Gewebes jetzt auf die Matratze mit der verknäuelten Decke, und durch die Bretter, mit denen der Eingang der Höhle sonst verrammelt war, fiel ein schmaler Streifen Licht. Die Bretter standen gerade so weit offen, dass Emma sich seitlich hatte hindurchzwängen können. Sie war hinausgeschlüpft und wieder davongelaufen, durchstreifte die weiße Welt auf ihrer vergeblichen Suche nach Freundschaft, nach Abenteuer und Abwechslung, nach Leben. Das Mädchen war die Zukunft, die es nicht mehr gab.

Im Traum hat sie sich mit dem Mädchen an der Hand durch die schrille Menschenmenge eines Jahrmarkts gekämpft. Alles tobt, lacht, schreit in stürzenden Kettsitzen, fliegenden Schiffschaukeln, an plüschtierbeladenen Schießständen. Sie dreht sich zu Emma um, da ist deren Gesicht hinter einer blendend weißen Zuckerwattewolke verschwunden. Plötzliche Stille. Das Kreischen in den Fahrgeschäften, die bimmelnde Musik, die leiernden Ansagen aus den Kassenhäuschen sind verstummt. Da schießt in großer Höhe aus einer Traube bunter Glitzerluftballons das Gesicht eines Clowns hervor, sieht auf die beiden herab mit riesenhaft aufgerissenem Mund, in dem die fette Zunge liegt wie ein vergessenes Menschheitsversprechen. Die Zuckerwatte fällt zu Boden, Helene zieht das Mädchen an sich, birgt sie in ihrem Mantel und hält dem Blick des Clowns stand, bis der endlich seine klebrig bunten Lippen zuklappt, sich abwendet und im Getümmel verschwindet. Die Luftballontraube taumelt in den sternenlosen Nachthimmel.

Helene befühlte Emmas leere Matratze, sie war noch warm. Mit geübten Bewegungen klopfte sie die Krabbeltiere aus ihren Hosenbeinen, schlüpfte in den Trenchcoat, warf sich die Tasche überkreuz, lauerte einen Augenblick, lauschte auf Geräusche vor der Höhle und zwängte sich ins Freie. Den Durchschlupf verschloss sie wieder mit den knochenweißen Brettern, vor die sie farblose Äste stellte, bis der Eingang nicht mehr zu sehen war.

Grelles Licht, drückende Luft, der übliche schwache Geruch nach Schwefel und Ammoniak, am Himmel wie immer keine Sonne, nur blendendes Weiß.

Geduckt lief Helene zur Abbruchkante, kroch die letzten Meter, legte sich auf den Bauch und spähte in die hartkantige Landschaft. Um ihre Augen gegen das blendende Weiß zu schützen, band sie sich die Schneebrille um und beobachtete das Tal lange durch die schmalen Schlitze. Schmutzig beige die Baumkronen, seit Jahren vom selben blässlich lahmen Laub behangen, blumenkohlartig von oben. Systematisch suchte Helene alles ab, scannte das lang gezogene Tal mit dem kanalartig betonierten Flussbett. Nichts rührte sich. In der Ferne lauerte bereits die nächste Nebelbank. Helene starrte ins gespenstische Weiß und verlor sich in Grübelschlaufen. Leichentücher, Ku-Klux-Hauben, grenzenlose Schneetriften. War es die Abwesenheit jeglicher Farbe oder das Wissen um die zersetzende Kraft der Todeswolken, das den Schrecken verursachte? Unschuld, Reinheit, Freude. Marmor, Kamelien und taumelnde Schneeflocken. Was immer uns am Weiß bezaubert hat, Brautmyrte, Engelsflügel, Segelschiffe, Perlenketten, Sahnehäubchen, Albatrosse, ist einer gespenstischen Öde gewichen, hat sich auf geisterhafte Weise verflüchtigt und zuletzt nichts als das nackte Weiß zurückgelassen, reduziert auf einen elektromagnetischen Effekt, eine Farbe, die keine ist, aber alle enthält. Ohne seinen Zauber ist es zu nichts weiter als jener farblosen Allfarbe geworden, unter deren nichtssagender papierener Oberfläche sämtliche Farben und Inhalte verborgen liegen, die die kittgrauen Schlangenwindungen unserer Hirnhälften zu fabrizieren imstande sind. Blut, Gras, Tod.

Als Helene sicher sein konnte, dass Emma nicht im Tal unterwegs war und sich dort auch sonst niemand bewegte, stand sie auf, klopfte den gipsartigen Staub von den Kleidern und wandte sich der Bergseite zu. Bedächtig Fuß vor

Fuß setzend, begann sie den Aufstieg auf die Hochebene, schonte ihre Kräfte, denn sie wusste nicht, wie lange sie an diesem feuchtwarmen Tag unterwegs sein würde. Sie musste Emma finden, und sie musste etwas zu essen auftreiben.

Einen nach dem anderen suchte sie ihre geheimen Plätze ab. Die Pilzstellen, die Wurzelmulden, die Kräuterlichtungen. Auch wenn sie ihre Farben verloren hatten, kannte Helene die Pflanzen noch. Kräuter bestimmte sie an ihren Blättern, die Wurzeln an der Art der Pflanze, die aus ihnen wuchs, Pilze an ihrer Form. Sie erinnerte sich an die essbaren und ungenießbaren, die heilsamen und die giftigen. Im Vorbeigehen rupfte sie etwas Vogelmier und kaute sie mit malmenden Kiefern, bevor sie sie wieder ausspuckte. Auf halber Höhe erreichte sie die Lichtung, wo sie lange mit ihrem Jagdmesser in der harten Erde stocherte. Endlich hatte sie ein paar Klettenwurzeln ausgegraben, befreite sie vom mehligem Staub und versenkte sie in den Taschen ihres Mantels. Seit das Ereignis die Erde überrollt hatte und die Sonne nicht mehr zu sehen war, gab es keine Jahreszeiten mehr. Pflanzen blühten, trugen Früchte, warfen ihr Laub ab, alles gleichzeitig. Während die Buchenblätter fielen, blühte der Holder, und an den Sträuchern der Heckenrosen hingen durchsichtige Hagebutten. In den Lichtungen blühte Waldmeister, während an den Schattenplätzen überdimensionierte Pilze wucherten. Helene hatte die Zeit verloren. Tag und Nacht unterschieden sich nur durch ein Dimmen und Wiederaufleuchten der Helligkeit, sie hatte keine Ahnung, wie lange sie mit dem Mädchen bereits unterwegs war. Emma hatte sich gestreckt, ihre Gestalt sich vom Kind zur Jugendlichen gewandelt, sie ging auf hohen Beinen und hatte zu bluten begonnen. Anfangs hatte Helene noch für jeden Tag eine Kerbe in den Lederriemen ihres

Rucksacks geritzt, es dann vergessen und schließlich sein lassen. Dass ein Menschenkind seinen eigenen Weg suchen und gehen muss, auch wenn es dadurch in Gefahr gerät und es sein Leben kosten konnte, sie wusste es ja. Die menschliche Natur hatte sich nicht geändert, daran erinnerte das Mädchen sie, und doch scheute Helene sich, ihre Gedanken und Schritte in Richtung der Bunkeranlage zu wenden.

Auf der Ebene oberhalb der Klippenwand angekommen, sah sie die Wolke näher rücken und musste umkehren. Einmal im Weiß gefangen, würde sie den Fußpfad bergab nicht mehr erkennen können. Eilig nahm sie die steile Abkürzung, hastete den Berghang hinab durch die sich rasch verdickende Luft. Sie stolperte mehr, als dass sie lief, glitt immer wieder auf dem durch die feuchte Luft schmierig gewordenen Lößboden aus, rutschte hinab, klammerte sich an Zweige und rappelte sich wieder hoch, bis sie endlich den Platz vor ihrer Höhle erreichte. Bevor sie die Äste wegräumte und sich durch die Bretter zwängte, schlich sie noch einmal geduckt an die Abbruchkante und ließ den Blick über die Ebene schweifen. Der Nebelstaub hatte sich als heller Schleier über das Tal ausgebreitet, wo sich schemenhaft eine blassgraue Horde Überlebender rasch auf die Kalksteinklippen zubewegte, verfolgt von einem Trupp dunkel gekleideter Gestalten, die die Bleichen über das helle Steppengras jagten, bis alle an das Waldstück vor der Klippenwand kamen und unter den undurchdringlichen Baumkronen verschwanden. Helene hörte Geschrei, auf das Schüsse folgten. Sie rannte zur Höhle, schlüpfte hinein, verbarrikadierte den Eingang, lauschte wieder, atemlos. Noch immer stand drinnen drückend die warme Luft, noch immer war die Höhle leer, das Mädchen nicht zurück. Träge ploppte das Wasser in den halb vollen Eimer, in den

Helene die lehmverkrusteten Klettenwurzeln aus ihren Manteltaschen warf, bevor sie ihn und die Tasche an eine Felsnase hängte und noch einmal vorsichtig ihr Ohr an die Bretter des Eingangs legte. Nichts war zu hören, draußen war alles still. Sie lugte durch einen Spalt. Vor der Höhle wucherten weißlich blass Holundersträucher, Giersch und ein paar ärmliche Tannenschösslinge. Nichts weiter zu sehen. Helene setzte sich mit dem Eimer in einen der schmalen Lichtstreifen, die durch die Bretter fielen, putzte die Wurzeln mit dem Messer, schälte die schimmelartige Rinde ab und schnitt sie in kleine Stücke, die sie mit einem Stückchen Fett schmorte. Matt schob sie die Wurzelstücke in der Blechpfanne auf dem Campinggasbrenner herum, bis sie Saft abgaben und sie den Deckel auflegen konnte.

Als sie zum vierten Mal durch den Bretterspalt sah, kam das Mädchen aus dem Weiß gerannt, Helene schob die Bretter auseinander, und Emma schlüpfte an ihr vorbei in die Höhle. Helene schloss den Verschluss und stopfte die Ritzen mit Schafwolle aus. Der Nebelstaub würde trotzdem in ihren Unterschlupf kriechen, ihre Körper und Dinge weiter entfärben und vermutlich auch vergiften. Genau wusste sie es nicht, nur dass der Schwindel stärker wurde, dass sie wegen der Sichtfeldausfälle immer öfter ins Leere griff oder gegen Hindernisse rempelte und die Anfälle sich häuften. Und dass das Mädchen blasser wurde, oft still war oder sich seltsam verhielt. Das konnte alles auch andere Gründe haben. Helene glaubte noch immer nicht, dass es an der Katastrophe lag, die sie Tag für Tag erlebten. Sie suchte noch nach Erklärungen aus der letzten Welt, versuchte, die Geschehnisse mit ihrem alten Wissen zu verstehen. Und auch wenn ihre Schlussfolgerungen – wie es seien

Insekten statt überdimensionierter Bärtierchen, die ihnen unter die Kleider krochen, die Rachitis komme vom fehlenden Licht in der Höhle, der Mensch, möglich wäre es, sei im Grunde gut –, wenn also diese Annahmen alle nicht zutrafen, so hielt sie dennoch an ihnen fest, musste es, um den Verstand nicht zu verlieren.

Emma hatte sich auf ihre Matratze gehockt und hielt die Knie umschlungen. Sie hatte farblose Zweige in den verfilzten kurzen Haaren und Kratzer an den Armen, auf denen dunkel das Blut verkrustete. Ihre Jacke war zerrissen, sie hatte einen ihrer Turnschuhe verloren und sich die Zehen blutig geschlagen.

Helene rührte in der Pfanne und wartete ab.

Hast du Hunger?, fragte sie nach einer Weile.

Emma schüttelte den Kopf.

Ich frage nicht, wo du gewesen bist, du sagst mir aber, wenn du in Schwierigkeiten bist.

Emma antwortete nicht.

Helene stellte den Gaskocher ab und setzte sich zu dem Mädchen auf die Matratze. Sie sprachen nicht. Irgendwann legte Emma den Kopf an ihre Schulter.

Du willst was erleben da draußen, stellte Helene fest und spürte, wie das Mädchen an ihrer Schulter nickte.

Das ist okay, es muss so sein. Es ist nur ... Helene schwieg und legte einen Arm um Emma ... ich habe Angst. Um dich.

Eine seltsame Kühle streifte sie, als Emma sich von ihr löste und sie von der Seite ansah.

Warum?, fragte sie.

Du weißt es, sagte Helene. Es ist unsicher da draußen. Es ist gefährlich, die paar Menschen, die es noch gibt, wollen überleben wie wir, und so kämpft jeder gegen jeden.

Nicht alle sind so, sagte Emma.

Doch, erwiderte Helene, ich fürchte alle. Sie zündete den Gaskocher wieder an, sah in das Schächtelchen und zählte die restlichen Zündhölzer. Es waren noch vierzehn. In ihr öffnete sich ein schwarzer Krater der Hoffnungslosigkeit.

Du wirst deinen Weg finden, sagte sie mehr zu sich selbst als zu dem Mädchen und hoffte auf einen Funken Mut.

Emma sah zu ihr herüber.

Auch wenn es gefährlich ist, fuhr Helene fort und schüttelte die Pfanne, dass die Wurzeln sprangen.

Yep, bestätigte das Mädchen. Auch wenn es gefährlich ist. Seine Stimme klang unternehmungslustig, fröhlich fast.

Helene drehte die Gasflamme aus, wischte die weichen Wurzelstücke in zwei kleine Plastiknäpfe, kratzte ein paar Krümel vom Salzleckstein und streute sie darüber.

Sie löffelten stumm.

Du wirst es schaffen, bekräftigte Helene noch einmal. Auch ohne mich.

Auch ohne dich, echote Emma mit vollem Mund.

Helene öffnete die letzte Dose Bier aus ihrem letzten Raubzug, trank einen Schluck und reichte sie dem Mädchen.

Ich bin für dich da, sagte sie und dachte bei sich: Solange ich noch kann, solange ich noch lebe.

Ich weiß, sagte das Mädchen schlicht.

Lass uns was tun, sagte Helene.

Emma schlug ihr Notizheft auf, nahm einen Bleistift-stummel zwischen den Seiten heraus und begann mit den Schreibübungen. Helene diktierte aus einem Buch mit verblasster Schrift: Nicht dass ich fürchtete – Komma – ein Tier zu werden – Komma – das wäre nicht schlimm – Komma. Hast du das? Und als Emma nickte: – aber ein

Mensch kann niemals ein Tier werden – Komma – er stürzt am Tier vorüber in einen Abgrund.

Sie entzifferte die Wörter im Licht einer Wachsfunzel, bis ihr die Augen tränkten. Wir machen Schluss für heute, sagte sie nach einer Weile.

Es ist sowieso sinnlos, sagte Emma. Schau dir mein Heft an. Alles, was ich geschrieben habe, ist verschwunden. Nichts kann man mehr entziffern. Da draußen gibt es nichts mehr zu lesen, und keiner muss mehr schreiben.

Das kannst du heute nicht wissen, sagte Helene, falls es nötig wird, bist du im Vorteil. Keiner weiß, ob und wofür du es mal brauchen kannst.

Doch das Mädchen hatte recht. Wofür sollte sie Emma noch eine gute Startposition verschaffen? Und würden ihr die alten Kulturtechniken noch etwas nützen? Würde sie sie noch brauchen? Ich sollte ihr zeigen, wie man die Waffe putzt, ölt und zusammenbaut. Helene spürte den Druck auf dem Schädel, als läge ein Stein darauf. Vor allem, wie man schießt. Und tötet. Oder als stünde sie auf dem Kopf, hatte es mal eine Zeit gegeben, in der das wichtig war? Kopfstand, Achtsamkeit, Atemtechnik?

Frühmorgens, als es noch dunkel war, hatte die große Schwester sie geweckt, ihr einen Becher heiße Schokolade und die Wanderschuhe bereitgestellt, den Rucksack gepackt und sie mit in den Wald genommen. Sie folgten einem aufgelassenen Weg durch eine Allee aus mächtigen Kastanien, den sie nach einer halben Stunde verließen, dann querten sie eine hohe Wiese. Tautropfen, Samen, Kletten klebten an ihren Kleidern, die Hosenbeine waren nass bis über die Knie, als sie an den Waldrand kamen und ins Unterholz schlichen. Der Boden war feucht, es hatte ausgiebig geregnet, trotzdem befahl ihr die Schwester, in ihren Trittspuren zu gehen, um keine Geräusche zu machen. Aufbaumen jetzt, flüsterte sie, als sie an den Ostwindsitz kamen, und sie kletterten hinauf, Helene zuerst. Oben richteten sie sich ein und tranken einen Schluck Tee aus der Thermosflasche. Kalte, klare Luft und ein wolkenfreier Himmel. Eine einzelne Amsel sang unverdrossen, am Rand der Lichtung schlich ein Fuchs durchs Unterholz. Buck hockte unten im Gras und klappte stumm die Ohren mal in die eine, dann in die andere Richtung. Die beiden Mädchen warteten. Helene suchte lange mit der Wärmebildkamera die Schneisen ab, dann akribisch das ganze Rund. Nichts. Unbemerkt schob sich die Sonne über die Kuppe, erste Strahlen tasteten durch den offenen Hochwald in die Kanzel. Die Welt erzitterte in allen Farben. Helene ließ das Fernglas sinken und schloss die Augen. Zärtlich streifte das Licht über ihre Wangen und Stirn. Sie vergaß, weshalb sie hier waren. Auf einmal stieß die Schwester sie leicht in die Seite, nahm die

Kipplaufbüchse hoch, spannte sie. Da stand es und verhoffte achtsam in der Sonne. Seine schwarzen Nasenflügel witterten, dann wagte es sich stakend in die Schneise, rupfte Blätter und Fichtenspitzen, malmte. Buck erhob sich. Die Schwester hielt den Finger gerade, während sie es durch das Zielfernrohr beobachtete. Schmalreh, flüsterte sie, ja, tatsächlich, es scheuerte sich ausgiebig mit dem Hinterlauf am Ohr. Helene beobachtete es durch das Fernglas, es stand spitz zu ihnen, hob den Kopf, schien ihr direkt in die Augen zu blicken. Sie sah sein unbekümmertes Wesen und wünschte, es bliebe so stehen, doch es wandte sich gelassen ab, stellte sich mit der Breitseite zu ihnen, äste. Die Schwester hielt hinter das Blatt, ließ fliegen, lud sofort nach, das Reh ging in wilder Flucht nach vorn ab. Eine tiefe Stille trat ein. Verstummt das Rätschen des Hähers, das Klopfen des Spechts. Helene sprang auf, sie musste jetzt pausenlos reden.

Was jetzt, ist es tot, was, wenn es überlebt hat, was tun wir jetzt, hat es Schmerzen, müssen wir da hin, muss es leiden, kann es mich angreifen? Die Schwester reichte ihr den Becher mit Tee, warme Flüssigkeit rann die Kehle hinab, bis in den Bauch. Helene spürte ihren Arm um sich.

Du weißt, was jetzt kommt, sagte sie. Es ist wie beim letzten Mal, wie immer. Lass uns runtersteigen. Sie stapften über die taunasse Wiese, Buck hängte sich ungeduldig ins Geschirr, er fand die Anschussstelle, nahm Witterung auf, folgte dem Schweiß und führte sie zu dem Schmalen, das es noch bis zu einem Brombeergebüsch dreißig Meter entfernt geschafft hatte. Das dunkel bewimperte Auge des Rehs glänzte leer. Wolken spiegelten sich darin. Die Schwester drehte es auf die rechte Seite, legte ihm einen Fichtenzweig ins Maul, bevor sie es mithilfe einer Querstange an den Hinterläufen an einer Buche aufhängten und sich an die

rote Arbeit des Ausweidens machten. Herz und Leber verfütterten sie an Buck, den Rest des Aufbruchs trug die Schwester in den Wald. Helene nahm das Gewehr, zielte in der Gegend rum, p-chchh, sagte sie leise, zog aber nicht den Abzug. Die Schwester wand es ihr sanft aus den Händen.

Trag du es jetzt, sagte sie und hängte ihr das Gewehr um, bald bist du die, die schießt.

Wann, wann ist es so weit?, fragte Helene.

Wirst schon sehen, sei nicht so naseweis, sagte die Schwester, Gesicht und Arme im Rucksack. Hier. Sie rieb einen Apfel ab und gab ihn Helene.

Sie tranken kühles Wasser aus einer Feldflasche, bissen krachend in die Äpfel, bis die Schwester ihren Butzen hinter sich warf, das Reh schulterte, Buck pfiiff, der mit schlackernden Ohren gerannt kam, und sie sich auf den Weg nach Hause machten.

Die Schwüle hatte etwas nachgelassen, es musste noch vor Tagesanbruch sein. Unter dem Moskitonetz schlief das Mädchen mit geöffnetem Mund, den zerkratzten Arm über Augen und Stirn gelegt. Die Hoffnung auf eine neue Menschengeneration ruhte in seinem dünnen Körper, nichts weniger als der Fortbestand einer Spezies, die sich ihre Fraglichkeit selbst zuzuschreiben hatte. Bist du bereit weiter durchzuhalten? Schaffst du es, so lange zu überleben, bis das Mädchen eine Zukunft hat? Wie kann die aussehen? Wünschst du ihm noch eine? Helene erhob sich, um den Gaskocher anzuzünden und Tee aus einer Plastikflasche aufzuwärmen. Sie sah nach den Streichhölzern, entschied sich dagegen. Sie konnten auch im Dunkeln sein. Sie konnten den Tee auch kalt trinken. Wie ging noch mal die Sache mit dem Zunderschwamm? Mit dem Feuerbohren? Helene grub in ihrem Gedächtnis und verfluchte sich, als sie nichts fand. Sobald du nicht mehr darüber nachdenkst, kommt die Erinnerung zurück, dachte sie, tastete sich an der Wand entlang zum Eingang vor und horchte auf die Geräusche draußen, bevor sie ein Brett zur Seite schob. Ein Streifen weißes Licht fiel herein, sprang bis ans Ende des Raums, hüpfte dem Mädchen mitten ins Gesicht, es schlug die Augen auf. Helene trat einen Schritt zurück, krallte sich an der rauen Felswand fest, lehnte sich gegen das kühle Gestein. Der Drehschwindel zwang sie auf die Knie. Vornübergebeugt hielt sie den Kopf mit beiden Händen, schloss die Augen, verharrte. Irgendwann ließ die Übelkeit nach. Als sie sich aufrichtete, war das Mädchen mitsamt seiner

Matratze, dem Moskitonetz, dem hinteren Teil des Höhlenraums weg. Um ihren Schädel schloss sich ein dumpfes Band wie ein zu enger Hut. Sie drehte den Kopf hin und her, bis Emma wieder in ihrem Sichtfeld auftauchte. Die beobachtete ihre Großmutter, ihre Augen brannten Löcher in die Gaze. Helene schüttelte sich ein wenig, versuchte zu lächeln. Sie machte eine Geste, als wollte sie eine Fliege vor ihrem Gesicht schnappen, da krabbelte Emma, die sich nicht täuschen ließ, unter dem Moskitonetz hervor, stöberte in den Küchensachen, klapperte herum, brachte ihr einen Becher mit kaltem Tee und einen muffigen Keks, den sie aus einer Blechdose gefischt hatte. Helene knabberte mit spitzen Zähnen, würgte, musste sich übergeben, noch bevor sie einen Krümel geschluckt hatte. Sie spuckte gelbe Gallenflüssigkeit in die Rinne an der Wand. Aufstehen. Sie versuchte es, würgte noch einmal, fiel wieder auf die Knie. Emma fasste sie unter den Achseln, zog sie hoch. Benommen hob Helene den Kopf. Jetzt sah sie die Angst im flachen Blick des Mädchens. Seit das Weiß über die Welt gekommen war, seit alles verblasste, hatten seine Augen sich so schwarz gefärbt, dass zwischen Pupille und Iris keine Linie mehr zu erkennen war. Helene wusste nicht, ob auch ihre eigene Iris eingedunkelt war. Schon lange hatte sie in keinen Spiegel mehr gesehen.

An Emmas Arm wankte sie zu ihrem Lager, wo sie sich flach auf dem Rücken ausstreckte und mit geschlossenen Augen so lange auf das Ploppen der Wassertropfen hörte, bis ihr der Schlaf das Bewusstsein aus dem Kopf drückte.

Anderntags kroch Helene aus dieser Schwärze ohne Zeit und Raum zurück in das trübe, nur durch schmale Lichtspalten erhellte Grau ihres Höhlenverstecks, anstrengungslos, das war nichts, was sie in Gang setzen oder verantwor-

ten musste. Ihr Körper vollzog das heute wie an jedem Morgen, seit sie auf der Welt war, seit sie ihr mittleres Leben gelebt hatte, gearbeitet, geheiratet, geliebt, geboren, das Übliche eben. Das waren diese KörperROUTINEN, etwas KREATÜRLICHES, das weitergegangen war, auch nachdem sie die Verwüstung erlebt, den Sohn verloren und sein Kind gerettet hatte. Auch, als sie mit der Kleinen durch das fahle Weiß der zertrümmerten Zivilisation geirrt war und in Kellern, Tiefgaragen, U-Bahn-Schächten gehaust hatte, bis sie eines Tages, nachdem die Trupps der Reichen wieder einmal versucht hatten, das Kind zu entführen, entschied, hinauszugehen in das, was von der Natur übrig war, sich durchzuschlagen, fern von den paar Menschen, die noch überlebten, die wie sie durch die Gegend irrten auf der Suche nach Nahrung, Wasser, einem Unterschlupf. Sie war an eine zugige Feldscheune gelangt, hatte sich mit dem Kind darin eingerichtet, war vertrieben worden, weitergezogen, den Albrücken hinab, bis sie diesen kaum schulterbreiten, hinter Sträuchern versteckten Eingang entdeckt und in der gerade mal fünf Schritt tiefen Höhle Zuflucht gefunden hatte. Helene öffnete die Augen, sah wie immer zuerst nach Emma. Die saß im Schneidersitz auf ihrer Matratze und spielte auf einem Saiteninstrument, das sie sich aus einem länglichen Brett mit ein paar darüber gespannten Drähten gebaut hatte. Sie ließ ein kurzes Metallrohr, das auf ihrem Mittelfinger steckte, über die Blechsaiten gleiten, schlug mit der anderen Hand einen eintönigen Rhythmus dazu, summte mit heller Stimme eine ziellos mäandernde Melodie. Helene war froh, das trübselige Tropfen des Wassers nicht mehr hören zu müssen. Anfangs hatte sie Emma noch in den Schlaf gesungen mit diesen schon immer unglaubwürdigen, nun ins Absurde gekippten Worten: morgen früh, wenn Gott will, Schaf und Schaf und Schaf und

Schaf und noch mal ein Schaf, schlafe, schlafe in dem süßlichen Grabe, er ist nur halb zu sehen, und so fort. Das war alle Musik, die Emma kannte, dazu das Brausen, wenn der Staubwind blies, das Plitschen der Wassertropfen, das Knistern der Schritte im brüchigen Laub, das raschelnde Huschen fliehender Kleinstlebewesen, das Schwirren der Drohnen aus den Bunkern, seit Neuestem immer öfter der Motorenlärm schwerer Trucks und das flappende Zischen von Schusswechseln. Nachts klumpte die Stille wie Moos in den Ohren. Eine Dumpfheit, die für Helene immer noch fremd war. Sie hatte ja noch das Summen und Biepen, das Rauschen und Lärmen der alten Welt gekannt, sie erinnerte sich an die Kakophonie aus Vogelsang, weichgespülter Fahrstuhlmusik und Straßenlärm, an metallisch knatternde Pressluftschlämmer, rhythmisch zischende Falzmaschinen, kreischende Motorsägen, aufheulende Laubbläser, wummernden Techno, hysterisches Hundegebell, knallende Auspüffe, quietschende Zugbremsen, darüber in einer eigenen Tonspur das nie endende Menschheitsgelaber. Alle talkten, quatschten, debattierten, fielen sich ins Wort, unterbrachen, widersprachen und wiederholten sich, verschluckten Silben, ganze Wörter, haspelten und quasselten, schneller und immer schneller. Dann.

Das Ereignis. Es raubte uns den Atem, verschlug uns die Sprache, und die Stille kam.

Über das Wenige an Melodie, das das Mädchen je gehört hatte, improvisierte es dahin. Helene setzte sich auf und sagte: Wir brauchen Wasser und was zu essen.

Emma legte ihr Instrument zur Seite.

Wie lange habe ich geschlafen?, fragte Helene.

Emma zuckte mit den Schultern. Keine Ahnung. Lang. Sie sah Helene nicht in die Augen, schlüpfte in die Jacke und kramte ihren zweiten Turnschuh hinter der Matratze hervor.

Da wusste Helene, dass das Mädchen, während sie schlief, unterwegs gewesen war.

Wo hast du ihn wiedergefunden?

Emma band sich ungerührt, als habe sie nichts gehört, die Schuhe.

Ich nehm den Rucksack, sagte sie.

Warte noch, ich will mich zuerst draußen umsehen.

An der Kante prüfte Helene das Tal auf Veränderungen, auf Dunkles, das sich bewegte.

Das Licht hatte sich zu einem dämmrigen Zwielficht verdüstert, in dem die Konturen verschwammen, die Entfernungen verwischten. Der Nebel hatte sich verzogen und eine weitere Schicht weißen Staubs zurückgelassen. Leblos lag die matte Landschaft da, ein schwacher Wind wirbelte in hellen Wolken den Staub auf, er tanzte, strudelte, sank zeitlupenhaft, stieg in Schwaden wieder hoch.

Die beiden verrammelten die Höhle und machten sich auf den Weg ins Tal. Helene ließ das Mädchen hinter sich gehen, sie sollte in ihre Fußstapfen treten. Sie gingen schweigend, achteten darauf, kein lautes Geräusch zu machen. Andere Bleiche waren nicht zu sehen, doch sie waren da, schlichen ebenfalls auf der Suche nach Nahrung durch die Gegend.

Nach einiger Zeit erreichten die beiden das, was vom Gewerbegebiet der Stadt übrig war, legten sich vor dem zerstörten Gebäude eines Einkaufszentrums in den Straßen-

graben und beobachteten es lange. Zersplitterte Schau-
fenster, geborstene Stahlträger, umgekippte Einkaufswa-
gen zwischen verbeulten, weißlich überstäubten Autos mit
geplatzen Reifen, denen ebenfalls die Scheiben einge-
schlagen worden waren, einigen stand die Kühlerhaube of-
fen.

Lass uns umkehren. Emma packte Helene am Ärmel
und hielt sie fest, fast klammerte sie sich an Helene, als die
im Begriff war aufzustehen, um sich geduckt anzuschlei-
chen.

Wir sind allein, sagte Helene und deutete auf die Staub-
schicht am Boden. Keine Fußabdrücke, keine Schleifspu-
ren, siehst du?

Ich will trotzdem zurück. Wir finden doch sowieso
nichts mehr, sagte Emma.

Ich fürchte, wir haben keine Wahl, sagte Helene.
Komm.

Gestürzte Regale, zerdrückte Spraydosen, geplatzte Plastik-
flaschen zwischen Pappverpackungen mit Nahrungsergän-
zungsmitteln, Augenbrauenfarben und zertrümmerten Wa-
xingmaschinen, leere Flaschen von Putz- und Spülmitteln.
Über allem hing eine muffige Duftwolke aus zerschellten
Parfümflakons. Das Mädchen fand unter einem Regal eine
Plastiktüte mit geschmolzenen Gummitieren, riss sie auf,
versuchte das zu einem Klumpen zusammengebackene süße
Zeug zu kauen, spuckte es angeekelt wieder aus. Die beiden
wateten durch den Verkaufsraum, bis sie an dessen Ende
eine Sicherheitstür mit der Aufschrift Büro fanden. Emma
drückte die Klinke, die Tür war fest verschlossen. Sie war
an vielen Stellen verkratzt und an den Kanten verbogen
durch die Versuche, sie aufzustemmen.

Komm, sagte Helene, wir schauen weiter.

Sie verließen den Drogeriemarkt, folgten der Straße durch das Industriegebiet, überquerten einen Verkehrskreis, bogen in eine andere Straße ab, gelangten zu der verlassenen Tankstelle, deren Dach zusammengebrochen und auf die Zapfsäulen gestürzt war. Hinter einen ausgebrannten Camper geduckt, beobachteten sie das Gebäude wieder lange, bevor sie sich dem flachen, völlig ausgeplünderten Verkaufsbauwerk näherten. Unter ihren Schuhen splitterten Schaufensterscherben, verstreut lagen dazwischen zusammengetretene Motorölfaschen und kaputte Kanister, deren Spritzflüssigkeit ausgelaufen war. Den Boden bedeckte eine schmierige Schicht, in der das Sohlenprofil der Plünderer noch zu sehen war.

Sie fanden nichts Brauchbares im Verkaufsraum der Tankstelle und umrundeten das zerfallene Gebäude, wo sich an der Rückseite die Kundentoilette befand. Der Wasserhahn spuckte ein paar rostige Tropfen aus, es stank aus dem ausgetrockneten Schlund der Kloschüssel, leer klappte die Spülung. Kein Wasser, nirgendwo. Am anderen Ende des Tankstellengeländes lag die Werkstatt. Brecheisen, Überbrückungskabel, Radmutternschlüssel, eine Magnetschale. Helene prüfte die verrosteten Werkzeuge, legte die meisten zurück, steckte nur das Brecheisen und einen Hammer ein.

Schau, rief Emma, Schau. Aus einem Regal hievte sie zwei zerbeulte Plastikkanister mit destilliertem Wasser. Helene blickte suchend um sich, bis sie ein Bildschirmgerät fand, dem sie das Kabel abtrennte, um daraus Trageschlaufen an die Kanister zu knüpfen. Sie nahm den Rucksack vor die Brust und wuchtete einen der Kanister sich selbst, den anderen Emma auf den Rücken.

Gehts? Das Mädchen nickte tapfer. Hier. Helene stopfte büschelweise Putzfäden unter die Schlaufen, damit sie we-

niger einschnitten. Besser? Emma nickte wieder, ein schiefes Lächeln im Gesicht.

Lass es uns noch mal im Drogeriemarkt versuchen, sagte Helene. Sie gingen zurück, setzten die Wasserkanister ab und hebelten mit dem Brecheisen so lange zwischen Rahmen und Türblatt, bis die Tür endlich aufsprang. Auf einem schmalen Schreibtisch lagen ein blinder Flachbildschirm, eine umgekippte Kaffeetasse, welliges Papier, Stifte und aufgeklappte Ordner kreuz und quer, davor ein explodierter Bürostuhl. Helene durchsuchte die Rollschränke. Sie fand einen Verbandskasten mit Mullbinden, einer Pflasterschere, Jodsalbe und einem Blister mit Schmerztabletten. Sie steckte die Tabletten in die Manteltasche, den Blechkasten mit dem roten Kreuz verstaute sie im Rucksack. Am Ende der fensterlosen Bürokammer stemmten sie eine weitere Tür auf, die sie in einen Lagerraum mit Vorräten führte. Sie fanden ein paar Konservendosen, deren Datum seit Jahren abgelaufen war. Ein paar Tüten mit ranzigem Knabberzeug, ein paar harte Körnerriegel, durchzogen von spinnwebartigem Mottengespinst. Sie hatten die Wahl zwischen diesen Riegeln und ranzigen Nüssen. Emma knabberte Nüsse, Helene versuchte es mit einem Müsliriegel. Sie kauten kaum, schluckten rasch. Dann füllten sie den Rucksack mit dem wenigen, das noch genießbar war. Ein paar Konservendosen mit Gemüse, kleine Gläser mit Brotaufstrich. Emma packte einen Tetrapak Zitronensaft ein und öffnete eine Flasche Schaumbad, auf der exotische Früchte abgebildet waren. Emma schnupperte und hob die Flasche an die Lippen.

Nicht, sagte Helene. Das kann man nicht trinken.

Mmmh, seufzte Emma, schraubte die Flasche wieder zu und steckte sie in den Rucksack.

Die brauchen wir nicht, sagte Helene und stellte sie zurück.

Auf der Straße lag die Düsternis des nahenden Abends, als sie sich auf den Rückweg machten. Ein böiger Wind blies ihnen warme, trockene Luft entgegen. Mehlfeiner Staub verkrustete die Lider, Sandpapier fuhr blinzelnd über die trockenen Augen. Helene öffnete eine Packung Bonbons, gab eines dem Mädchen, sie lutschten die Salbeidinger und achteten darauf, den Mund geschlossen zu halten. Dann zogen sie die Kapuzen über den Kopf und verhüllten mit Stoffstreifen Mund und Nase.

Mit gesenktem Kopf gingen sie schwerfällig gegen den Wind an, folgten der Straße am Kanal entlang durchs Tal in Richtung Autobahn. Emma, die vorausging, blieb plötzlich stehen. Im Straßengraben lag ein Kinderwagen, wenige Schritte entfernt auf dem Dach ein ausgebrannter SUV. Daneben die schneeweißen Leichen einer Frau mit einem toten Säugling im Arm, wenige Meter weiter, auf dem Bauch liegend, als wäre er weggekrochen, ein Mann. Die Toten lagen wie gestürzte Gipsfiguren, in ihrer letzten Bewegung erstarrt, vollständig erhalten da. Staunen im Gesicht.

Schau nicht hin, sagte Helene zu Emma, die reglos dastand und das Kind anstarrte. Neben den Toten lagen wie verlorenes Spielzeug die zerbrochenen Slaughterbots, die sich an ihre Stirnen geheftet und sie durch einen Schuss in den Schädel getötet hatten. Emma hob eine der Drohnen auf. Nicht. Helene nahm das Gerät und warf es in hohem Bogen weg.

Komm weiter. Doch als sie Emma am Ärmel mit sich die Straße hinabziehen wollte, machte die sich los und ging,

ohne sich umzusehen, mit eckigen Bewegungen zu den Toten. Sie kniete nieder, berührte das Kind im Gesicht, fuhr ihm über die Stirn mit dem kirschgroßen Loch, durch das die Killerdrohne ihre tödliche Ladung in sein kleines Gehirn geschossen hatte. Augenblicklich zerfiel der kleine Leib zu Staub. Dasselbe geschah, als Emma die Hand auf die Körper der Erwachsenen legte.

Jetzt können sie ausruhen, sagte das Mädchen.

Helene nickte. Lass uns den Kinderwagen mitnehmen, sagte sie.

Emma zerrte die Karre aus dem Straßengraben, stellte sie auf ihre vier Räder, prüfend, ob sie noch rollten. Dann verstaute sie die Wasserkanister darin, hängten den Rucksack an die Griffe und machten sich auf den Weg über die Autobahn zurück zu den Kalksteinklippen.

Verlassene Autos auf drei Fahrspuren, dazwischen zu formlosen Haufen zerfallene menschliche Körper. Die beiden Frauen hatten jetzt den Wind im Rücken und kamen auf dem Standstreifen rasch voran. Hinter den verbeulten, an einigen Stellen durchbrochenen Leitplanken stand ein fahler Wald. Von Zeit zu Zeit glaubte Helene, die abgemagerte Silhouette eines struppigen Tiers zu sehen. Mit gebeugtem Schädel und rhythmisch sich hebenden Schultern ging es neben ihnen her, stand auf einmal hoch aufgerichtet, statuenhaft starr da, verschwand, tauchte unvermittelt wieder auf. Als sie an einen öden Rastplatz kamen, setzte Helene sich auf eine der Betonbänke, um kurz zu verschlafen, da raschelte das Tier hinter ihr durch den Abfall aus umgekippten Mülltonnen, näherte sich auf Armeslänge, hob den Kopf und beobachtete sie aus gelben Augen. Emma ging ungeduldig auf und ab, stapfte durch den wirbelnden Staub, bemerkte das Tier nicht. Helene, die aufgestanden war, fi-

xierte es, bis es beidrehte und ins Weiß davonschlich. Sie öffnete einen der Kanister, trank, winkte Emma zu sich, die schüttelte ungeduldig den Kopf. So gingen sie weiter, viele Kilometer die Autobahn entlang, bis sie die verbotene Ausfahrt auf einen Forstweg fanden, der in den Wald hinein und weiter in Serpentina den Albhang hinaufführte. Plötzlich rasselten sie von hinten heran, näherten sich rasch in einem offenen Mannschaftswagen.

Schnell weg, schrie Helene unnötigerweise, das Mädchen wusste ja um die Gefahr, wusste trotz seiner sechzehn Jahre, wozu der Mensch fähig war. Es kannte nur die Welt des weißen Gifts. Emma rannte, der Kanister sprang auf ihrem Rücken hin und her, bis sie ihn im Lauf abnahm und in ein Gebüsch warf, von der Straße abbog, sich durch eine Hecke kämpfte und dahinter flach auf den Boden presste. Helene schaffte es gerade noch, sich neben sie zu werfen, da kamen sie um die Kurve gedröhnt, bemerkten den Kinderwagen und bremsten abrupt. Der Fahrer ließ den Motor aufheulen, wieder und wieder, während ein paar von ihnen von der Ladefläche sprangen und sich über die Lebensmittel und den zweiten Wasserkanister hermachten. Sie waren im Tarnfleck, die Gesichter hatten sie mit schwarzen Strumpfmasken verhüllt; gekreuzte Patronengurte über der Brust und die Maschinenpistolen im Anschlag sicherten die einen, während die anderen Vorräte und Kanister auf die Ladefläche des Trucks warfen. Helene atmete flach. Sie hatte den Arm schützend über Emma geworfen, die sich in den Staub drückte. Auf einmal musste Emma husten. Sie drückte sich den Ärmel vor den Mund und sah ihre Großmutter an, Tränen der Anstrengung in den Augen. Helene tastete mit einer Hand in ihrer Manteltasche nach einem der Salbeibonbons und gab es Emma, die es mit einem seufzenden Laut in den Mund steckte und ge-

dämpft in ihren Ärmel hustete. Sofort kam einer der Söldner zurück, suchte das Gebüsch ab, stocherte mit dem Lauf zwischen den Zweigen, schoss in die Luft. Die Frauen stellten sich tot.

© Dorothea Lenz



Beate Rothmaier, geboren 1962 in Ellwangen, schreibt Romane, Erzählungen und Essays. Seit ihrem Debütroman *Caspar* (2005) wurde ihr Werk vielfach ausgezeichnet. Zuletzt veröffentlicht: die Videoarbeit *Fannys Augen* und *Lautlose Spiegel. Zu Ilse Aichinger*. Nach vielen Jahren in Zürich lebt und arbeitet sie heute wieder in ihrer Heimatstadt. Sie ist Mitglied im Vorstand des VS und im PEN Deutschland.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2026

© 2026, 8 grad verlag GmbH & Co. KG

Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg

www.8gradverlag.de | info@8gradverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Der Verlag behält sich eine Nutzung des Werks für Text- und
Data-Mining gemäß § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Julie August, Buenos Aires/München

Umschlagmotiv: Bernd Zoller © picture alliance / imageBROKER

Layout und Satz: rdz IMA GmbH, Bonn

Lektorat: Marion Voigt, Zirndorf

Herstellung: folio · print & more, Zirndorf

Gesetzt aus der Caslon und der Avenir

Papier: Munken Print cream

Einbandmaterial: Peyer Peyprint honan

Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen

Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-67-2